

„Wir sind nicht alles – aber ein lebendiger Teil von allem...“

(Fulbert Steffensky)

Eine kleine Reise zu interkulturellen Orten der Theologie

Theologie ist für mich nur dann lebendig und interessant, wenn sie sich in einem Dialog mit dem Kontext der jeweiligen Zeit befindet. Das macht sie spannend und aufregend.

Deswegen möchte ich in diesem Impulsreferat beides aufeinander beziehen und beginnen mit uns – mit unserem Kontext, mit der Welt in der wir leben und daraufhin meine kleine Reise zu interkulturellen Orten der Theologie unternehmen.

Kontext Interkultur

Unsere persönliche und gesellschaftliche Wirklichkeit am beginnenden 21. Jh. wird von allen Sozialwissenschaften beschrieben als plurale Wirklichkeit. Sie meinen damit zum einen,

- dass es nicht mehr ein einziges Verständnis von Wirklichkeit sondern verschiedene Optionen gibt, unter denen der/die Einzelne wählen kann (z.B. Beruf, Wohnort, Lebensform oder auch Religion). Diese Vielfalt der Gestaltungsmöglichkeiten des eigenen Lebens gab es so noch nie. Entscheidend dabei: wir alle haben dadurch auch unsere Identität verändert – sie ist nicht mehr „eindeutig“ (biodeutsch/weiß) – sondern schon längst „fließend“/ „hybrid“ geworden, d.h. wir sind alle viel interkultureller/vielfältiger als wir vielleicht im ersten Moment bemerken (essen, reisen, Sprache, Musik, Internet, Kinder in bunten Klassen, U-Bahn, Stadtteil). Gucken Sie sich einmal Ihr Leben und Ihre Lebenswelt an!
- Und die Sozialwissenschaftler meinen mit der Aussage über die plurale Wirklichkeit zum anderen, dass - vor allem in unseren urbanen Stadtgesellschaften - Menschen mit ganz unterschiedlichen Lebensgeschichten, Herkunftsn und Kulturen zusammenwohnen und sich auf die unterschiedlichste Weise begegnen. Die Gesellschaft ist also inzwischen multikulturell und damit auch multi-religiös geprägt. (HH: Menschen aus 180 Nationen; 29 % Menschen mit Migrationshintergrund; unter 18 Jahre nahezu 50 %). Auch diese Entwicklung ist charakteristisch für die Spät/Postmoderne – nicht nur in Europa, sondern vor allem in allen Städten weltweit.

Städteforscher sagen: „Die Menschen werden sich in einer großen Verschiebung vom Landleben und der Landwirtschaft wegbewegen und in die großen Städte gehen.“ (ein Drittel der Weltbevölkerung) Damit entstehen überall urbane Übergangsräume von großer Vielfalt. (Doug Saunders: Arrival City, 2011)

Auch für den Bereich der Religion ist ein umgreifender religiöser Transformationsprozess festzustellen. Das Gesicht des sog. christlichen Abendlandes verändert sich radikal, bzw. das christliche Abendland gibt es so nicht mehr.

Und hier spiegelt sich die oben kurz skizzierte Wirklichkeit wiederum auf den beiden Ebenen:

- Wir als postmoderne Menschen stehen heute in völlig veränderten Kontexten mit unseren Fragen nach Sinn, Wahrheit, Identität, und Orientierung. Eine automatische und unreflektierte Bindung an ein religiöses System oder eine sonstige Weltanschauung gibt es so kaum mehr. Religiösität wird zu einer Option unter mehreren. Die Auflösung traditioneller Strukturen entlässt das Individuum aus gewachsenen Bindungen. An Stelle von Bindungen, Traditionen oder gar Zwang treten individuelle Entscheidungen. Die Distanz zwischen institutionell formulierten Glaubensangeboten und der jeweils individuell gelebten Religiösität wächst (from church to choice). Das gilt auch für uns Mitglieder und Mitarbeitende in der Kirche. Dabei ist nicht die Religiösität als solche am schwinden – aber sie wird schon längst nicht mehr automatisch in unserer Volkskirche gesucht oder gelebt – sondern in den vielfältigsten Gestalten und Mischungen innerhalb und außerhalb der Kirchen.
- In den Gesellschaften der Gegenwart – vor allem in den urbanisierten Räumen – begegnen sich die unterschiedlichsten ethnischen, religiösen und sonstigen Menschengruppen in sozialer Interaktion. Auch die unterschiedlichen Religionsgemeinschaften sind Teil dieses lokalen und globalen „Kommunikationsprozesses“. Noch nie haben sich in der

Menschheitsgeschichte so viele Begegnungsmöglichkeiten zwischen den unterschiedlichen Religionen an einem Ort, in einem städtischen Kontext ergeben. Und noch nie zuvor wurde so eindeutig das friedliche Zusammenleben auch von religiös unterschiedlichen Menschengruppen als zentrale Herausforderung für unsere Zivilgesellschaft beschrieben.

Die Politik und die gesellschaftlichen Institutionen haben in sehr unterschiedlichem Tempo auf diese Entwicklung reagiert. (Deutschland ist offiziell „Einwanderungsland“ erst ab 2005). Für lange Zeit ging es um Integration der Ankommenden in eine Gesellschaft von denen, die schon da sind.

Gegenwärtig jedoch ist ein Paradigmenwechsel festzustellen: Es geht nicht mehr um „die einen und die anderen“- denn die gibt es ja - wie eben schon kurz erläutert- so gar nicht mehr, sondern um eine zivilgesellschaftliche Gestaltung der Vielfalt aller.

Das firmiert unter der Forderung nach „Interkultureller Öffnung“; ein Schlüsselbegriff für nahezu alle gesellschaftlichen Bereiche. (Vgl. Neues Integrationskonzept der Stadt HH von 2013; vgl. Handbuch IKÖ: Von der Gewerkschaft über die Schule bis zum Sportverein).

Bei der Gestaltung von interkulturellen Öffnungsprozessen geht es um faktische Barrierefreiheit und Zugangsberechtigung unabhängig vom kulturellen Ursprung, mit dem Ziel, interkulturelle Vielfalt zu ermöglichen. Dabei besteht die Grundannahme, dass die gesellschaftlichen Institutionen und Strukturen die kulturelle Vielfalt der Gesellschaft widerspiegeln sollen: insbes. auf die klassischen Diversity-Dimensionen wie Alter, Behinderung, Geschlecht, sexuelle Orientierung, ethnische Zugehörigkeit sowie Religion bzw. Weltanschauung.

Als Querschnittsthema berührt dies gleichermaßen die individuelle, organisatorische und strukturelle Ebene. Gestaltung der IKÖ Prozesse stellen Beteiligung und Selbstbefähigung in den Mittelpunkt.

Ich persönlich habe am meisten hierzu gelernt von Mark Terkessidis. Er ist Journalist und Migrationsforscher und schreibt in seinem Buch „**Interkultur**“:

„Die Umgestaltung der Institutionen ist der Königsweg zur Gestaltung der Vielheit, denn Institutionen sind für den Menschen so etwas wie die zweite Natur“ (S. 96) (z.B. die Schule) – d.h. sie müssen heute so geprägt und gestaltet werden, dass sie der aktuellen Situation der Menschen in der Einwanderungsgesellschaft gerecht werden. Sein Ansatz der Interkultur geht über den Respekt für existierende Kulturunterschiede hinaus und führt zu einer pluralistischen Transformation des gesamten öffentlichen Raumes, der Kultur und der Institutionen. Der Ausgangspunkt auch bei ihm: Die kulturellen Identitäten aller Menschen – gleich welcher Lebensgeschichte – sind fließend bzw. hybrid und sich ständig verändernd und erneuernd.

„Es handelt sich tatsächlich um so etwas wie eine Kulturrevolution. Es reicht eben nicht, freundliche Verlautbarungen über die Wertschätzung der Vielfalt zu veröffentlichen und eine Person mit Migrationshintergrund einzustellen, die dann für „Ausländer“ zuständig ist. Der Kern der Institution, ihre Kultur, muss auf den Prüfstand – es gilt zu untersuchen, ob dieser Kern im Sinne von Gerechtigkeit und Chancengleichheit mit der gesellschaftlichen Vielfalt korrespondiert.“ (S. 142) Auf den Prüfstand zu nehmen sind die Kultur, der Personalbestand, der materiellen Apparat und die grundsätzliche Ausrichtung der Strategie der Institution – es geht also um nichts anderes als um eine „interkulturelle Alphabetisierung“ (S. 162) der Institutionen.

Diese „**interkulturelle Alphabetisierung**“ möchte ich an drei Grundperspektiven, Haltungen oder Erzähltraditionen unseres jüdisch-christlichen Glaubensverständnisses entfalten und sie verbinden mit aktuellen Orten, an denen diese „Kirche Interkultur“ sich bereits entwickelt.

- Sich in Bewegung setzen – oder „Wir haben hier keine bleibende Stadt...“
- Vielfalt gestalten oder „Ein Leib und viele Glieder...“
- Kommunikation des Evangeliums und Perspektivwechsel oder „Gehet hin in alle Welt ...“

1. Sich in Bewegung setzen oder „Wir haben hier keine bleibende Stadt ...“

In der jüdisch-christlichen Tradition gibt es viele Geschichten über die Menschen, die sich in Bewegung setzen, die gewandert sind, einem „Ruf zur Migration“ (F. Detloff) gefolgt sind.

Ganz zu Beginn der Bibel wird von der Auswanderung Abrahams und seiner Großfamilie erzählt: „Geh aus deinem Vaterland und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen werde“ (Gen 12,1).

Die Erzväter und Erzmütter und ihre Familien (Abraham und Sarah, Isaak und Rebecca und Jakob mit Lea und Rahel) waren unterwegs zwischen Wüste und Kulturland – erfuhren darin die Nähe Gottes. Und auch die gesamte Geschichte des Volkes Israel beginnt mit Flucht und Migration. Der Auszug aus der Sklavengesellschaft in Ägypten, die lange Wanderung durch die Wüste ist identitätsstiftende Gotteserfahrung. Nicht umsonst lautet das erste Bekenntnis in Dtn. 26, 5: „Ein umherirrender Aramäer war mein Vater, dem Umkommen nahe und zog hinab nach Ägypten und war dort ein Fremdling ...“. Und im Dekalog Ex 20, 2 heißt es entsprechend: „Ich bin Jahwe dein Gott, der dich herausgeführt hat aus Ägypten, aus dem Sklavenhaus.“

Heimatlosigkeit und Migration ist eine Grunderfahrung Israels, daran wird in diesem Bekenntnis erinnert. Daraus ist eine Grundidentität entstanden: Israel – selber mit viel Erfahrung als „wanderndes Gottesvolk“ - kann auch mit Differenz großzügig umgehen:

Die Fremden gehören zu den Lieblingen Gottes; die Knechtschaft in Ägypten darf nie vergessen werden, sondern wird zur ständigen Mahnung zum Umgang mit dem/den Fremden, d.h. die eigene leidvolle Geschichte weckt Verständnis für die Not der Fremden.

Dtn 10,18: „Er verschafft Waisen und Witwen ihr Recht. Er liebt die Fremden und gibt ihnen Nahrung und Kleidung – auch ihr sollt die Fremden lieben, denn ihr seid fremd in Ägypten gewesen.“

Exodus 22,20 -23: „Einen Fremden sollt ihr nicht ausnützen oder ausbeuten, denn ihr seid selbst Fremde gewesen in Ägypten.“

Dtn 1 – 11: formuliert konkrete Schritte zum Schutz der Fremden: Im Gerichtswesen, in der sozialen Unterstützung und auch an Festtagen darf der Fremde nicht vergessen bleiben.

Lev 19,33: „Wenn bei dir ein Fremder in eurem Lande lebt, sollt ihr ihn nicht unterdrücken. Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten und du sollst ihn lieben wie dich selbst, denn ihr seid Fremde gewesen in Ägypten. Ich bin Jahwe euer Gott.“

Im Zweiten Testament setzt sich diese Linie fort. Das Leben Jesu Christi begann mit Flucht und Exil. Er selbst ist zeit seines Rabbi-Lebens auf „Wanderschaft“ – in äußerer und innerer Bewegung; wird nicht sesshaft: (Mt. 8,20: „Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber der Menschensohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlege“.) Er schickt seine Schülerinnen und Schüler auch auf die Reise, das Reich Gottes zu verkünden: Mk.6, 7 ff: „Und er rief die 12 zu sich und fing an sie auszusenden ... und gebot ihnen nichts mitzunehmen auf den Weg als allein einen Stab, kein Brot, keine Tasche, kein Geld im Gürtel, wohl aber Schuhe ...“.

Das Gebot der Liebe zu den Fremden wird aufgenommen und weiter entfaltet:

(vgl. Lukas 10, 25 -37: Gleichnis vom barmherzigen Samariter, in dem das Gebot der Nächstenliebe an einem „Ausländer“ illustriert wird ; Matthäus 25, Gleichnis vom Endgericht.)

Auch die Anfänge der ersten Christengemeinden beschreiben Bewegungen von Flucht und Migration: d.h. das ganze NT beschreibt, wie der Glaube Menschen in Bewegung setzt und sie zu „Heimatlosen“ und Pilgern macht, die nicht länger zu den Orten ihrer Herkunft gehören sondern eine andere, wahre Heimat suchen.

(Hebräerbrief 13, 14: „Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern suchen die Zukünftige“).

- Diese Erzählungen der Wanderungsgeschichten aus unserer jüdisch-christlichen Tradition eröffnen uns, dass unsere religiöse Identität eigentlich nicht im „ewig Sesshaften“ zu finden ist – auch wenn das angesichts einer langen volkswirtschaftlichen Situation (mit festen Häusern aus Stein, mit viel Geld auf sicheren Konten und mit verbeamteten Personal) kaum noch vorstellbar ist. Eigentlich aber sind wir alle unterwegs auf das Reich Gottes zu – oder wie Paulus sagt - haben unser „Bürgerrecht im Himmel“ (Phil 3,20).

Für die Christenmenschen, die aus Afrika, Asien oder Osteuropa zu uns nach HH kommen – sind diese Erzählungen ganz anders nah und unter die Haut gehend.

- Die Identität als „Wandernde“, als „in Bewegung seiende“ in dem Bewusstsein – Gott ist mit uns unterwegs - gibt uns eine große Freiheit, Gelassenheit und Großzügigkeit – uns als Christenmenschen in der gegenwärtigen Welt bewegen zu können – sowohl in Bezug auf die eigene religiöse Identität, die gerade heute sehr in Bewegung (eben „fließend“) ist als auch im Verhältnis zu denen, die aufgrund einer tatsächlichen „Wanderung“ in unserer Stadt ankommen – und die unsere Erzähltradition die „Lieblinge Gottes“ nennt.

Diese „interkulturelle Perspektive“ einer Kirche in Bewegung und in Solidarität mit denen, die sich auf den Weg machen - erlebe ich in der kirchlichen Praxis an zwei Orten:

- **In den Projekten der Menschenrechts- und Flüchtlingsarbeit –**
wie sie gerade bei uns im Hamburger Raum ganz aktiv und lebendig ist.
Da geht es praktische Solidarität (wie z.B. im Kirchenasyl oder in der Beratungsarbeit von „fluchtpunkt“) aber auch um den politischen Widerstand gegen eine menschenfeindliche Flüchtlingspolitik.
Vor dem Hintergrund der eben beschriebenen Grundhaltung sind das für mich keine „Rand-“ sondern „Kernaufgaben“ unserer Kirche. Interkultur in der Kirche heißt auch immer: die Flüchtlinge sind die Lieblinge Gottes.
- Es geht aber auch darum, unsere gesamte Kirchen-„Struktur“ in Bewegung zu setzen – mehr Zelt statt Mauern zu wagen. Damit meine ich insbesondere eine ganz bestimmte Durchlässigkeit in dem Verständnis von Mitglieder- und Mitgliedschaftsstrukturen, d.h. ich plädiere dafür, dass wir in unserer kirchlichen Arbeit weniger den Fokus auf die formale Mitgliedschaft in der Kirche setzen sondern dass im Zentrum unserer Arbeit der jeweilige Arbeitsauftrag steht und die Menschen, für die wir diese Arbeit tun.
Konkret: Sind wir Träger einer Ev. Kita und öffnen sie ganz bewusst für Kinder aus aller Welt (und das ist ja das Profil unserer Kitas) – dann wäre es wichtig, dass die Kinder auch unter den Mitarbeitenden nicht nur eine rein biodeutsche/weiße/weibliche Welt vorfinden sondern eben eine „bunte“ Welt von Erzieherinnen und Erziehern – in der sie eben genau dadurch erfahren und lernen können wie das geht von klein auf - ein Leben in Vielfalt zu gestalten – mit allen Schwierigkeiten und mit allen Möglichkeiten.
Was würde in unserer Kirche werden, wenn wir hierbei in Bewegung kämen – einfach mal wagen würden aus unserer festen Häusern heraus und mehr in durchlässige Zelte gingen? Und da wo es geschieht, da erzählen alle, wie sie beschenkt worden sind mit ganz neuen Erfahrungen und wie sich ihre Lebenswelt und auch ihr Glaube vertieft und erweitert hat.

2. Vielfalt gestalten oder „Ein Leib und viele Glieder“

Pfingsten als Geburtsstunde der christlichen Kirche ist in sich selbst ein Ereignis der Vielfalt – ein erstes interkulturelles Fest. Es gibt Verständigung über Sprach- und Kulturgrenzen hinweg.

(Apg 2.6: „Denn ein jeder hörte sie in seiner eigenen Sprache reden“.) Die Verständigung wird verbunden mit der großen Joel-Vision: „... eure Söhne und Töchter sollen weissagen und eure Jünglinge Gesichte sehen und die Alten sollen Träume haben:

Das ist Vielfalt der Herkunft, der Sprachen, der Geschlechter und der Generationen von Anfang an. In vielen Texten des 2. Testaments wird beschrieben, wie nun in dieser Vielfalt der ersten Christengemeinden miteinander zu leben ist. Da wird gestritten, sich versöhnt und es gibt viele verschiedene Gemeinde- und Theologie- Konzepte: Doch Ausgangspunkt ist schon damals: Wir leben in unterschiedlichen kulturellen Zusammenhängen (z.B. die Gemeinden, die versuchten jüdische Traditionen zu bewahren oder die Gemeinden, die vorher einen anderen religiösen oder weltanschaulichen Kontext hatten, z.B. geprägt waren von griechischen Philosophien).

Es ist sehr spannend die Texte der Apostelgeschichte und die Briefe des Paulus unter diesem Gesichtspunkt zu lesen – und es wird dabei immer eindrücklicher, wie das Thema des Miteinanders trotz Verschiedenheit gelingen kann. Es wird die Achtung vor dem Unterschied betont und nicht die bloße Zurückführung in die Uniformität.

Ich möchte das an dieser Stelle etwas vertiefen.

Es gibt in der neutestamentlichen Wissenschaft – vor allem in der angelsächsischen Tradition – eine Neueinschätzung der Theologie des Paulus: Sie heißt dann auch: New perspective on Paul.

Neue Paulusperspektive: Hierbei wird herausgearbeitet, dass ein Hauptaugenmerk der paulinischen Briefe nicht so sehr die Lehre der Rechtfertigung, also der Erlösung von den Sünden gewesen sei.

(Das sind ja besonders wir in der luth. Tradition gewohnt mit Paulus zu verbinden: Luthers alte Frage: wie bekomme ich einen gnädigen Gott?).

Sondern es geht Paulus vor allem darum, dass durch die Auferstehung Jesu Christi auch nichtjüdischen Menschen ein Zugang zum Heil eröffnet worden ist. Er sieht sich berufen, diese frohe Botschaft der nichtjüdischen Bevölkerung seiner Zeit zu vermitteln. Dabei gerät er in theologische Auseinandersetzungen, die zur Entwicklung der Rechtfertigungsbotschaft führen; für ihn gibt es in der Christugemeinschaft eine neue Identität, die die Differenz verschiedener religiöser und kultureller Hintergründe zulässt und die eine neue Gemeinschaft ermöglicht. Unterschiede von Juden/Heiden, Sklaven/Freien und Frauen/Männern spielen dann keine Rolle mehr.

(Gal 3,28: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus.“)

Auch in der Christugemeinschaft dürfen Unterschiede nicht zu Hierarchien führen. Alle haben denselben Anteil an Christus und an dem was die Gemeinschaft bietet. Die Lebensweise richtet sich nach dem „in Christo sein“; d.h. insbesondere schwächere Mitglieder werden geschützt. In seiner Vision von Einheit und Solidarität steckt eine Kraft hin zur Veränderung in eine friedliche und solidarische Gesellschaft.

Wenn es so etwas wie einen roten Faden in den Briefen des Paulus gibt, dann ist es tatsächlich sein kompromissloser Einsatz dafür, dass durch den Glauben an Jesu Christi und durch die Taufe auf seinen Namen eine Einheit gestiftet wird, die über alle kulturellen Unterschiede dominiert – seien sie ethnisch, sozial, ethisch oder geschlechtlich begründet. Paulus kam es nicht darauf an, alle Christen einig zu machen oder gleich – denn niemand kann einfach aus seinen Traditionen oder kulturellen Prägungen aussteigen – aber er hat darauf bestanden, dass die je eigene kulturelle Prägung und Gestaltung des christlichen nie für authentischer zu halten ist als die Kulturen und Traditionen anderer Christen. Alles was Christen voneinander trennen kann, ist vielmehr und unbedingt ihrer christlichen Identität nachzuordnen. „Wir - die Vielen sind ein Leib“ (1. Korinther 10,17) und er mahnt damit die christlichen Gemeinden, nicht immer nur die Unterschiede zu pflegen sondern ihr ein Leib-Sein in den Vordergrund zu stellen.

- Wir finden also in den Erzählungen des zweiten Testaments nicht nur eine Identitätsbestimmung der christlichen Kirche als Kirche der Vielfalt von Anfang an – sondern wir lesen, wie die ersten Gemeinden darum gerungen haben, diese Vielfalt auch zu leben und mit der paulinischen Formel „in Christo“ darin eine Perspektive gefunden haben.
- Paulus gibt für diese konkrete Gestalt des Zusammenlebens wichtige Impulse, weil er Differenz wahr, als gegenseitigen Befruchtungsprozess fördert, der zur Überwindung von trennenden kulturellen und religiösen Hintergründen führt. Er stößt damit – wie wir heute sagen würden - transkulturelle Prozesse an. Die weltweite Ökumene hat 2000 Jahre später diese Theologie als „versöhnte Verschiedenheit“ beschrieben.

Diese „interkulturelle Perspektive“, die Vielfalt bewusst gestaltet und als produktiven Prozess der Gemeinschaft sieht möchte ich wiederum an zwei konkreten Orten deutlich machen

- Zunächst gehe ich diesmal an den Ort der theologischen Wissenschaft – an den Ort, an dem die Theorie unserer Religion entsteht. Hier gibt es die traditionellen großen Fächer: Altes Testament, Neues Testament, Kirchengeschichte, Systematische Theologie, Praktische Theologie und daneben gab es für lange Zeit die sog. kleinen Fächer: Missionswissenschaften, Ökumene, vgl. Religionswissenschaften. In Bereich dieser sog. kleinen Fächer ist in den letzten 10 Jahren eine - wie ich finde - doch kleine Sensation passiert. Mit der zunehmenden Verselbständigung der Theologien weltweit hat und der Notwendigkeit der Auseinandersetzung damit hat sich in den meisten deutschen Fakultäten aus diesen drei kleineren Fächern ein neues interdisziplinäres Fach entwickelt: Interkulturelle Theologie. (im Weiteren zitiert als IK Theologie)
Wie das so ist unter Theologen/innen - hat die IK Theologie an den verschiedenen Fakultäten unterschiedliche Ansätze - : Allen aber geht es um eine Horizonterweiterung der europäischen Theologie und um einen deutlich anderen Blick auf die inzwischen globalisierte Welt, d.h. das Christentum begegnet lokal, regional wie auch global verschiedenen christlichen Glaubensvorstellungen und nichtchristlichen Religionen und Weltanschauungen. Theologie ist herausgefordert angesichts dieser Pluralität sich mit interkulturellen Fragestellungen auseinanderzusetzen. IK Theologie beschäftigt sich also mit Interaktions- und Transformationsprozessen zwischen christlichen und nichtchristlichen Religionen und Weltanschauungen unterschiedlicher Kontexte.
Der kulturelle Kontext des Christentums ist nicht mehr an ein Territorium (Europa oder Deutschland) gebunden. Identität und Zugehörigkeit sind zugleich vielgestaltig.
Theologie im Kontext der Vielfalt entwickeln - das ist das Anliegen der Interkulturelle Theologie.
Volker Küster (Prof. für Theologie in Kampen, NL, Lehrstuhl für Crosskulturelle Theologie) schreibt dazu: „IK Theologie erforscht die interkonfessionellen, interkulturellen und interreligiösen Dimensionen des christlichen Glaubens. ... Sie beschäftigt sich mit der Interaktion zwischen christlichem Glauben und dem kulturell-religiösen Pluralismus, an dem er selbst teilhat. ... Sie fragt nach der Auslegung des christlichen Glaubens in seinem jeweiligen Kontext und sucht nach Spuren des Heilshandelns in der Geschichte.“ (S. 15)

Ulrich Dehn (Prof. für IK Theologie, Uni Hamburg)

IK Theologie analysiert die Prozesse, die weltweit in unterschiedlichen Kontexten zur Ausdifferenzierung im Christlichen und allgemein im Gesamtbereich der Welt des Religiösen führen. Gegenseitige religiös-kulturelle Anreicherungen und interreligiös bzw. interkulturell induzierte Fortentwicklungsprozesse werden mit Methoden wahrgenommen und indiziert, die der Kulturwissenschaft entlehnt sind. Es geht um cultural turn – also darum, Prozesse wahrzunehmen und zu verstehen, mit denen das Christentum in der unterschiedlichsten Kulturen interagiert. IK Theologie ist grenzüberschreitende Wahrnehmungskunst.

Komparative Theologie

Interdisziplinäres Institut in Paderborn: Leitung Klaus von Stosch: (Prof. für kath. Theologie)

Methodik der Komparativen Theologie: Aus unterschiedlicher Perspektive, also aus der Perspektive der jeweiligen Religion auf ein Thema (z.B. Menschenrechte, Wirtschaftliche Gerechtigkeit, Frieden) schauen und darüber miteinander im Gespräch sein und den wissenschaftlichen Diskurs führen.

Postkoloniale Theologie : Andreas Nehring/ Simon Tielech, Nürnberg/Erlangen:

Theologen und Theologinnen in Asien, Afrika und Lateinamerika und Migrantinnen und Migranten in USA /GB haben begonnen

Konstruktionen postkolonialer Identitäten in ihren Ländern und in der Diaspora theologisch zu reflektieren.

Das „Wir“ der Christenheit ist ein global geworden und lässt sich nicht mehr aus London, Tübingen oder New York allein bestimmen – sondern ist um eine Vielzahl unterschiedlicher Stimmen zu ergänzen.

z.B. Masterstudiengang an Uni Göttingen /in Englisch:

Inhalte:

Kenntnisse über Transformationsprozesse der christlichen Botschaft in unterschiedliche kulturelle Kontexte

Analyse der Vielfalt der kulturellen Gestalten des Christentums

Verantwortliche kontextuelle Kommunikation des Evangeliums

Reflexion der Interaktion von Christen mit Menschen anderen Glaubens

Analyse von Bedingungen von Transformation (theologisch, soziologisch, politisch, ökonomisch) Grundlegende Kenntnisse von interkulturellen Kommunikationsprozessen

- Ein praktischer Ort – gerade auch bei uns in Hamburg ist das Zusammenleben mit „Gemeinden anderer Sprache und anderer Herkunft“. Hier gibt es exemplarische Projekte z.B. African Spirit in Borgfelde – an denen dies vor Ort ganz praktisch gelebt wird – auch mit finanzieller Unterstützung und Förderung des Kirchenkreises. Ich sehe darin eine Perspektive für alle Kirchengemeinden.

Wir als weiße luth. Volkskirche in HH sind nicht mehr die Mehrheit (vielleicht nur noch gefühlt) – und wir sind damit auch nicht mehr die Mehrheit die den Weg für alle kennt.

Wir können nicht allein entwickeln, was es heißt Kirche in dieser Stadt in der Situation der Einwanderungsgesellschaft zu sein oder zu werden. Wir sollten das mit Christinnen und Christen anderer Herkunft gemeinsam entwickeln – also miteinander auf die Suche gehen.

Neu diskutieren wir unter uns und mit anderen, was bedeutet es Gemeinde zu sein, ohne ein weißer deutscher Heimatverein zu werden. Auch Streitgespräche über die Themen führen, die Christen in anderen Gegenden der Welt auf die Agenda gesetzt haben und die gemeinsam in die Zivilgesellschaft unserer Stadt hineinwirken.

3. Das Evangelium kommunizieren und Perspektivwechsel wagen Oder „Gehet hin in alle Welt...“

Die jüdisch-christliche Tradition speist ihre Lebendigkeit aus dem Gespräch. („Dialogisches Prinzip“) Es ist inspirierend zu lesen, wie intensiv und kreativ in der Bibel miteinander geredet, gestritten und gerungen wird – untereinander und auch mit Gott. Sei es Mose mit seinem Wüstenvolk, seien es die großen und kleinen Propheten mit ihren aufrüttelnden Worten an die Mächtigen ihrer Zeit, seien es die Psalmen mit ihren Rufen nach einem gerechten Gott oder sei es Jesus Christus selbst, der unentwegt mit seinen Jüngerinnen und Jüngern oder seiner Anhängerschaft spricht, seine Zeichenhandlungen mit Worten interpretiert oder mit großen Reden seine Botschaft entfaltet. Für viele Jahrhunderte haben wir in unserer Tradition aus einem lebendigen wechselseitigen Geschehen ein oft sehr eindimensionales Verständnis von Vermittlung des Evangeliums, also des Auftrags zu Mission und Verkündigung entwickelt. Das „Wort“ weiter zu sagen hatte vor allem dabei den „Sender“ im Blick: also wir als Kirche/Christengemeinschaft haben den Auftrag zur Verkündigung und die Verpflichtung, die „Botschaft auf den Kopf zuzusagen“ (wie es noch die dialektische Theologie formulierte).

Seit den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts hat sich vor allem durch die Aufnahme von sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen und insbesondere durch Impulse von Ernst Lange ein anderes Verständnis durchgesetzt: Das Evangelium verkünden – das heißt nach Lange: es zu kommunizieren. Sein Programm der „Kommunikation des Evangeliums“ ist seitdem wirkmächtig für nahezu alle Praktischen Theologien der Gegenwart geworden.

Es geht ihm bei der Kommunikation um ein wechselseitiges Geschehen.

Hierbei wird das Gegenüber nicht als bloßer Empfänger/in der Botschaft gesehen oder als Objekt der Belehrung oder gar der Bekehrung – sondern wird als Subjekt verstanden, dass von Gott geliebt und angesehen ist.

Das bedeutet eine grundsätzlich andere Haltung in der Kommunikation – sowohl zu mir selbst als auch zu meinem Gegenüber.

Ziel ist dabei, dass die Menschen in diesem Kommunikationsprozess sich wechselseitig so begegnen, dass sie die Bedeutung und Wirkmächtigkeit des Evangeliums für sich und ihr Handeln erleben oder erkennen.

Das ist jedoch – trotz all unserer Kommunikationsbemühungen – nicht vorhersehbar und nicht planbar - es ist immer Gottes Geschenk. (Also da ist der Heilige Geist im Spiel).

Aber gerade diese „Nicht-Verfügbarkeit“ entlastet uns nicht davon, unsere Kommunikation des Evangeliums ganz bewusst und aktiv auf das Gegenüber und seine Lebenswelt zu beziehen und darin wach und sorgfältig zu sein.

Das gilt insbesondere in einer pluralen Welt mit der Vielfalt ihrer interkulturellen Bezüge.

Wenn wir in wirklicher Kommunikation miteinander sein wollen – auch gerade in den vielschichtigen Fragen des Glaubens und der Religion – gilt es zum einen sprachfähig zu werden über das, was uns trägt und bewegt und zum anderen die Perspektive der oder des anderen zu sehen und kennenzulernen.

(Und vielleicht auch darüber dann uns selber wiederum tiefer zu begegnen – getreu dem Erkenntnissen von Martin Buber: Im Du werden wir erst zum Ich).

Das gilt sowohl für die Glaubens- und Lebenswirklichkeiten der Christenmenschen anderer Konfession als auch für die Menschen, die in einer anderen Religion Zuhause bzw. unterwegs sind und auch im Blick auf die sog. konfessionsfreien Menschen und ihren Lebens- und Sinndeutungen.

Ich glaube, es ist nicht zufällig – dass lange bevor die Themen der Interkulturalität auf der Agenda standen – in Bezug auf die Begegnungen zwischen den Religionen immer das Wort „Dialog“ gewählt wurde. (Jüdisch-christlicher Dialog; Islamisch-christlicher Dialog etc.) – weil es darum ging und geht, die Perspektiven des je anderen zu hören und zu verstehen – und dadurch eben auch immer sich selbst besser zu verstehen.

(vgl. auch: Hans Joas, Glaube als Option, Zukunftsmöglichkeiten des Christentums, 2012 ... den anderen so zu begreifen, wie er sich selbst begreift, den Sinn der Worte so aufzufassen, wie er sie meint.“, S. 157)

(vgl. auch Martha Nussbaum, Die neue religiöse Intoleranz, Ein Ausweg aus der Politik der Angst, 2014, ... „ Wir müssen andere Denkweisen ausbilden, eine Haltung der Neugier, der Frage und des Wahrnehmens, die uns sagt: „Hier ist ein anderer Mensch. Ich möchte wissen, was er oder sie gerade sieht und fühlt.“ ... und es braucht noch etwas: die Bereitschaft, aus sich heraus und in eine andere Welt einzutreten.“ (S, 121); Die Möglichkeit, die Welt des anderen zu verstehen geschieht mit den „inneren Augen“ und mit einer Haltung aus Respekt, Neugierde, Freundschaft und mitfühlender Phantasie. (S. 122 ff.))

Auch diese „interkulturelle Perspektive“ der Kommunikation und des Perspektivwechsels möchte ich wiederum an zwei konkreten Orten deutlich machen

○ **Religionsunterricht für alle in Hamburg**

Ausgangspunkt: Seit den 70er Jahren veränderte sich die Hamburger Gesellschaft beträchtlich: Migrantinnen und Migranten aus aller Welt wurden Teil der Bev. Hamburg und schickten ihre Kinder in die Schule. Obwohl die Eltern das Recht (Art. 7. Abs 2 GG) hatten, ihre Kinder nicht am RU teilnehmen zu lassen – haben die meisten Eltern (gleich welcher Religion/konfessionsfrei) die Kinder im RU belassen.

Das erforderte einfach eine Neukonzeption des RU. Diese begann Ende der 1980 Jahre, zunächst in Pilotprojekten – dann ab 1995 finden interreligiöse Fragestellungen sich auch regulär in den Hamburger Rahmenplanentwicklungen für das Fach Religion.

Konzeption des Hamburger RU:

Zentrale Aufgabe des Hamburger RU für alle (in Ev. Verantwortung) ist es, durch Begegnung und Auseinandersetzung mit verschiedenen religiösen oder weltanschaulichen Traditionen, mit deren Menschen- und Weltverständnissen sowie mit den Überzeugungen der Kinder und Jugendlichen in der Lerngruppe die Schülerinnen und Schüler beim

Erwerb eines religiösen Orientierungswissens, bei der Klärung von Fragen ethisch-politischen Handelns sowie beim Entwickeln eigenverantworteter religiös-weltanschaulicher Daseinsvergewisserung und Identitätsbildung zu unterstützen.

Kernanliegen des RU für alle ist der Dialog ggf. auch die Auseinandersetzung über Gemeinsamkeit und Differenz angesichts religiöser und weltanschaulicher Vielfalt in der Lerngruppe. Dialog ist die kommunikative Grundform des Unterrichts,

didaktisches Strukturprinzip der Bearbeitung von Themen ist der Perspektivwechsel,

also Wahrnehmung der gleichen Sache aus den Perspektiven der verschiedenen Religionen.

(Beispiel: Unterrichtsmaterialien: Wer bin ich? Wer bist du? (Herbst 2014)

○ **„Transkulturelles und interreligiöses Lernhaus der Frauen“**

Dialog – Begegnung – Qualifizierung:

startete als ein vom BMFSFJ unterstütztes bundesweites Modellprojekt 2005 -2008 in unterschiedlichen Städten; in HH führte das Nordelbische Frauenwerk den ersten Durchgang 2011-2012 durch; im November 2014 startet ein weiterer Durchgang.

Die Teilnehmerinnen qualifizieren sich in diesem Projekt für ein zivilgesellschaftliches Engagement als „Kulturvermittlerinnen“. Frauen mit und ohne Migrationsbiografie unterschiedlicher Generationen, Glaubens- und Berufserfahrungen lernen, wie sie ein kultursensibles Verständnis entwickeln und in ihrem Wirkungsbereich weiterentwickeln können, d.h. sie werden damit zu Dialogexpertinnen und Multiplikatorinnen ausgebildet.

Die multikulturelle Lerngruppe gestaltet den über ein Jahr laufenden Lernprozess selbst aktiv und eigenverantwortlich mit.

(Elemente: Grundlegendes Wissen über Wertvorstellungen und Regeln anderer Kulturen; spezielle Kommunikationstechniken mit praktischen Übungen; das Entwickeln einer Dialoghaltung, die Empathie und Respekt für andere einschließt)

Schlussbemerkung:

Ich habe dieses Impulsreferat mit einem Wort von Fulbert Steffensky überschrieben:

Wir sind nicht alles, aber ein lebendiger Teil von allem: das ist für mich wie ein Motto für eine „Kirche Interkultur“.

Eine Haltung mit der wir Vielfalt – auch interkultureller Vielfalt – mit Neugier und Freundschaft entgegengehen –

d.h. unsere Kirchentüren (die tatsächlichen und die theologischen) weit aufmachen für uns, damit wir endlich hinausgehen zu allen Menschen in die interkulturelle Stadtgesellschaft – also zu denen, die sich gemeinsam mit uns auf den Weg machen möchten zu mehr Gerechtigkeit und Solidarität - und zu mehr Frieden.

Und das in dem Bewusstsein, dass wir in unserer Lebendigkeit, auch in der Lebendigkeit des Glaubens gerade dadurch wachsen und uns entfalten, wenn wir mit anderen gemeinsam unsere Fragen nach Sinn, nach Liebe, nach Scheitern und Neuanfang, nach Himmel und Erde besprechen.

Mit dieser Haltung dann auch aller Differenz – gelassen und proaktiv begegnen zu können.

Kirche Interkultur das wäre für mich: eine neue Kunst des Zusammenlebens.

Literatur

Ulrich Dehn (Hg.), Handbuch Dialog der Religionen, 2008

Thomas Großbölting, Der verlorene Himmel, Glaube in Deutschland seit 1945, 2013

Hans Joas, Glaube als Option, Zukunftsmöglichkeiten des Christentums, 2012

Volker Küster, Einführung in die Interkulturelle Theologie, 2011

Peter Müller (Hg.), Paulus in der Schule, 2012

Andreas Nehring, Simon Tiesch (HG), Postkoloniale Theologie, 2013

Martha Nussbaum, Die neue religiöse Intoleranz, Ein Ausweg aus einer Politik der Angst, 2014

R. Bernhardt, Klaus von Stosch (Hrsg.): Komparative Theologie, 2009

Klaus von Stosch, Komparative Theologie als Wegweiser in die Welt der Religionen, 2012

Elisabeth Vanderheiden/Claude-Helene Maver, Handbuch Interkulturelle Öffnung, 2014

Henning Wrogemann, Interkulturelle Theologie und Hermeneutik, 2012 und Lehrbuch Interkulturelle Theologie, 2013

Mark Terkessidis, Interkultur, 2010

Käthe Stäcker, Oktober 2014

Impulsreferat Studententag GemeinWesenDiakonie